r. 39. XXXV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 22. Januar 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

ür unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

„Pardon soll nicht gegeben werden."

Ein homerisches Gelächter wird heute durch das ganze utsche Volk und auch durch das kultivierte Ausland gehen. ufere hochgeehrten Scharfmacher haben sich bereits so häufig amiert, daß man schon aus Mitleid ihnen bei manchen ummheiten durch die Finger sieht; diesmal aber schreit ch ihr törichtes Beginnen zum Himmel. Denn auf chts anderes halten sie es abgesehen und konnten e es abgesehen haben als auf die Provokation ner kleinen Revolution, bei der dann der Säbel nen, die Flinte schießen, kurzum die „Ordnung" über das evolutionäre Proletariat" triumphieren sollte, damit die ahn für Verkürzung des Wahlrechtes, Knebelung des Reichsges und Ausnahmegesetze frei werde.

Freilich muß man zugeben, daß die Sozialdemokratie olchen Projekten eine gewisse Basis verschafft hatte. Seit err Bebel dem deutschen Bürgertum in Dresden den Fehdeandschuh hingeworfen hat, taumelte die offizielle Sozialemokratie von einem Fehler in den anderen. Nicht um die bekämpfung der Reaktion schien es ihr zu tun, die ahrlich schwer genug auf Deutschland und ganz besonders uf Preußen lastet, sondern ihr stärkster Eifer galt der Diskreditierung des Liberalismus. Gerade gegen die liberale Presse haben die sozialdemokratischen Wortführer nicht wie Proletarier, sondern wie Proleten gekämpft. Glaubte man, mit dem Feuer spielen zu können, oder wollte man nur zeigen, wie schneidig man selber sei? In jedem Falle hat diese Taktik zur Folge gehabt, daß der Riß zwischen Bürgerum und Arbeitern immer breiter wurde. Selbstverständlich wurde dann auf den groben Klotz ein grober Keil gesetzt, und so redete man sich allmählich gegenseitig in eine Verbitterung hinein, die der kleinen, aber desto mächtigeren Partei der Scharfmacher ungetrübtes Vergnügen bereitete.

Der gestrige Sonntag sollte die Probe auf das scharfmacherische Exempel bringen. Die Sozialdemokratie hatte es durch ihre törichte Taktik glücklich fertig bekommen, daß sie sich in der Wahlrechtsfrage — einer Frage, die das liberale Bürgertum seit Jahrzehnten immer wieder aufgeworfen hatte, aber gerade wegen der Indolenz der Arbeiter nicht lösen konnte — fast isoliert sah. Nun suchte sie ihre Schwäche nach dem Grundsatz zu verdecken: Die Masse muß es bringen. So brachte sie denn alles auf die Beine, was nur kriechen kann, um möglichst „wuchtig" gegen die Dreiklassenwahl zu demonstrieren. Die innere Hohlheit dieses Massenaufgebots konnte keinem Einsichtigen verborgen sein. Um so willkommener schien diese Gelegenheit der Scharfmacherkliique, einmal ein Exempel zu statuieren. Nur so sind jene Zusammenziehungen von Truppen zu erklären; nur so die scharfen Befehle, die an sämtliche militärischen Behörden ergingen; nur so auch jene Parole, daß Pardon nicht gegeben werden solle. Zum wenigsten ist die Meldung eines hiesigen das Messer wetzenden Blattes von der Proklamierung einer solchen Parole offiziös nicht bestritten worden.

Nun, die Berliner Arbeiter waren klug genug, sich nicht provozieren zu lassen. Sie folgten dem sozialdemokratischen Ruf so weit, daß sie die Versammlungslokale füllten und den gegen die Dreiklassenwahl gerichteten Resolutionen zustimmten; dann aber gingen sie ruhig und friedlich nach Hause. Nicht der geringste Anlaß zu einem Konflikt wurde gegeben; nicht einmal der Revolver eines Schutzmannes ist losgegangen. Der ganze geniale Schlachtenplan zur Bekämpfung des „inneren Feindes" fiel ins Wasser, weil sich nun einmal kein „Feind" zeigen wollte.

Aber „Pardon soll nicht gegeben werden," diese Parole sollte vom deutschen Bürgertum, von allen politischen Parteien, die etwas auf sich halten, aufgenommen werden. Keinen Pardon jenen scharfmacherischen Herern, die sich an den Thron herandrängen und das Verhältnis zwischen Fürst und Volk zu vergiften suchen! Keinen Pardon jener reaktionären Klique, die im Reichstage und noch mehr im preußischen Landtage immer wieder nach Ausnahmegesetzen schreit, um ihr Schäfchen desto besser scheren zu können! Keinen Pardon aller Rückwärtserer, die das Reichstagswahlrecht lieber heute als morgen beseitigen möchte! Das deutsche Volk ist glücklicherweise besonnen genug, um des Gängelbandes entbehren zu können. Der gestrige Tag sollte zu einem Siegestage der Reaktion werden; er hat ihr die empfindlichste Niederlage gebracht, die sich denken läßt. Diese Erfahrung muß das Ansehen des Reichstages ebenso stärken, wie es dem Dreiklassenwahlrecht den Todesstoß versetzen muß. Wenn der preußische Ministerpräsident sich nicht absichtlich den Zeichen der Zeit verschließt, dann wird es für ihn jetzt keine dringlichere Aufgabe geben als die schleunige Reform des Wahlrechtes in Preußen.

* * *

Aus fast allen Orten des Reiches, in denen gestern sozialdemokratische Versammlungen stattfanden, teils um für die russischen Revolutionäre zu demonstrieren, teils um das Dreiklassenwahlrecht zu bekämpfen, wird uns gemeldet, daß die Kundgebungen ruhig verlaufen sind. Wir nennen außer den schon in der heutigen Morgenausgabe angeführten Orten noch Straßburg, Essen, Bielefeld, Kiel, Magdeburg, Hirschberg, Thorn, Danzig, Hannover, Kottbus, Posen, Köln, Düsseldorf, Krefeld, Karlsruhe, Saarbrücken, ebenso ganz Oberschlesien. In Königsberg finden die Protestversammlungen gegen das Dreiklassenwahlrecht erst heute abend statt. Ueber zwei aufgelöste Versammlungen wird uns berichtet:

⊙ **Elberfeld,** 21. Januar. (Privat-Telegramm.) Eine Sozialistenversammlung, die von 1500 Personen besucht war, wurde polizeilich aufgelöst, als zum Zeichen der Sympathie für die russischen Revolutionäre zum Erheben von den Sitzen aufgefordert wurde, nachdem die Verlesung der Resolution des Parteivorstandes unterbrochen worden war.

□ **Mannheim,** 21. Januar. (Privat-Telegramm.) Eine von etwa 6000 Personen besuchte Demonstrationsversammlung wurde, nachdem der Referent 3/4 Stunden gesprochen hatte, polizeilich aufgelöst.

Endlich wird uns aus **Halle a. d. S.** berichtet, daß bei den gestrigen Demonstrationen gegen das preußische Landtagswahlrecht 81 Personen verhaftet wurden, die sich in der Mehrzahl wegen Auflaufs zu verantworten haben werden. Den Versuch, den Zug der Besucher der sozialdemokratischen Versammlungen über den Marktplatz zu leiten, vereitelte die Polizei, die noch zu ihrer Unterstützung zwei Dampfspritzen hatte auffahren lassen.

Aus Altona berichtet man uns: Der heutige Demonstrationstag ist außerordentlich still und ohne alle Zwischenfälle verlaufen. Die sozialdemokratischen Volksversammlungen waren bereits gestern abgesagt worden, und schon vormittags heute erschienen die Ordner der sozialdemokratischen Partei, welche sich der Polizei zur Unterstützung angeboten hatten, und verteilten Zettel, in welchen sie die Arbeiter aufforderten, jede Demonstration und Zusammenrottung zu vermeiden, da die Polizei sonst mit den schärfsten Mitteln eingreifen würde. Die Partei hatte gelernt von dem Unheil, welches ihre Demonstration in Hamburg zur Folge gehabt hatte. So kam es, daß sich wohl Mengen von Menschen durch die Hauptstraßen bewegten, aber durchaus keine Zusammenrottungen vorkamen. Man war allerdings in Altona auf den schlimmsten Fall eingerichtet. In die Hauptwache war frühmorgens eine Kompagnie 31er eingerückt, und auch in das alte Rathaus, welches nahe der Hamburger Grenze liegt, wo sich die Hauptverkehrslinien kreuzen, war zur Sicherheit ein Zug gelegt worden. Die Mannschaften hatten je zehn scharfe Patronen erhalten. Diese Besatzungen blieben auch über Nacht noch in der Stadt. Gegen abend unterschied sich das Leben an der Grenze von Hamburg und Altona in nichts mehr von einem anderen Sonntag. Der Gefahr, daß der Hamburger Mob nach Altona oder Wandsbek ziehen sollte, hatte man nach Uebereinkunft der Bürgermeister der drei Städte dadurch vorgebeugt, daß an der Grenze starke Ketten Hamburger Schutzleute standen, um derartige Rotten abzuhalten. Aber auch dies war nicht nötig, da bekanntgegeben ist, daß in Hamburg jede Zusammenrottung sofort mit Waffengewalt auseinandergetrieben wird. Uebrigens haben sich für den Kampf im Handgemenge die Säbel der Schutzleute als unpraktisch erwiesen. Man hat deshalb in Hamburg an den bedrohten Stellen die Schutzleute noch mit Knüppeln nach Art der englischen und amerikanischen Polizeiknüppel bewaffnet.

⊙ **Altona,** 22. Januar. (Privat-Telegramm.) Der Reichstagsabgeordnete Frohme beteiligte sich hier besonders eifrig an der Aufrechterhaltung der Ordnung.

⊙ **Hamburg,** 22. Januar. (Privat-Telegramm.) Der Konflikt zwischen den Werften und den Arbeitern ist heute morgen gütlich beigelegt worden. Die Werften sind augenblicklich so sehr mit Arbeiten überhäuft, daß ihnen ein längeres Stillegen der Arbeit sehr lästig geworden wäre. Nur die Werft von Blohm u. Voß hat Maßregelungen vorgenommen, indem einige Agitatoren nicht wieder eingestellt wurden.

Die Straßenbahnangestellten von Hamburg und Altona wollen in eine Lohnerhöhung treten, sowei sie dem Transportarbeiterverband angehören. Morgen abend soll eine Versammlung in Altona stattfinden.

✠ **Hamburg,** 22. Januar. (Privat-Telegramm.) Charakteristisch für die heutige Stimmung ist es, daß auf Wunsch der Polizei auch eine für heute abend vom Liberalen Verein einberufene Versammlung mit dem Thema Wahlrecht und Bürgertum unterbleiben mußte. Wegen Plünderungen wurden 44 Personen darunter 3 Frauen verhaftet.

Parlamentarische Minister in Oesterreich?

(Von unserem Korrespondenten.)

✠ **Wien,** 20. Januar.

Allem Anscheine nach stehen wir in Oesterreich vor Ereignissen, die von der größten Bedeutung für das gesamte politische Leben in der diesseitigen Reichshälfte sein müßten. Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch, der wiederholt erklärt hatte, bei der bevorstehenden Wahlreform (Einführung des allgemeinen Wahlrechts mit neuer Wahlkreiseinteilung) den Wünschen der Parteien nach Möglichkeit Rechnung tragen zu wollen, gelangte bei den Verhandlungen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten, zur Wahrnehmung, daß sich ein Einvernehmen sowohl mit den Deutschen wie mit den Tschechen sehr wohl erzielen lassen könnte. Nur dieses Einvernehmen für die politische Aktion, die der Session den Stempel aufdrücken wird, ganz sicher zu gestalten, dachte er an die Berufung des Führers der deutschen Volkspartei Dr. v. Derschatta und des Obmannes des Jungtschechenklubs Dr. Pacak als Landsmannminister der Deutschen und der Tschechen in das Kabinett. Er nahm mit den beiden Politikern Fühlung und glaubte aus den sich entwickelnden Pourparlers schließen zu können, daß sich mit den beiden großen nationalen Parteien des Reichsrates nicht bloß über die Wahlreformaktion der Regierung, sondern auch über die heftigsten Streitfragen des Augenblicks vielleicht ein Ausgleich erzielen ließe. In diesem Falle würden die genannten beiden Politiker nicht als Landsmannminister, sondern als Ressortminister in die Regierung eintreten. Um alle großen Parteien des Reichsrates für die großangelegte Transaktion zu gewinnen, wurde auch mit den Polen Fühlung genommen und die Ueberlassung eines Portefeuilles an einen polnischen Politiker ins Auge gefaßt.

So der Plan, wie er mir von einer eingeweihten Persönlichkeit geschildert wird. Mein Gewährsmann verhehlte mir nicht, daß dieser Versuch eines Aus-

Kleists Briefe.

(Nachdruck verboten.)

Endlich brauchen Kleists Verehrer die Briefe ihres Dichters nicht mehr aus drei Sammlungen und zahllosen Einzeldrucken zusammenzusuchen. Denn Erich Schmidts neue Kleist-Ausgabe, die allen Wünschen reiche Erfüllung beschert, bereitet auch in ihrem soeben erschienenen Schlußbande zum ersten Mal das gesamte Korrespondenz-Material aus. In jahrelanger, emsiger Arbeit hat sich der Herausgeber dieses Bandes, der Bromberger Stadtbibliothekar Georg Minde-Pouet ein neues, bedeutsames Verdienst um den Poeten erworben. Seinem rühmlichen Eifer glückte es, durch Nachprüfung der Handschriften den überlieferten Text vielfach zu verbessern und das Vorhandene durch eine Reihe aufschlußreicher Schreiben zu bereichern. In chronologischer Folge schließen sich nun fast zweihundert Briefe aneinander, die einen Zeitraum von achtzehn Jahren umfassen. Mit einem neu entdeckten Reisebericht des fünfzehnjährigen Fähnrichs hebt die Sammlung an, mit den Abschiedszeilen vor der Katastrophe am Wannsee klingt sie tragisch aus.

Für keinen anderen Dichter der neueren Zeit haben briefliche Spiegelungen seiner Schicksale eine ähnliche Bedeutung wie gerade für Heinrich von Kleist. Denn sie allein erspähen uns notdürftig, was die Teilnahmslosigkeit der Zeitgenossen, was der Pietätsmangel der Nachlebenden unwiederbringlich verschleudert hat: zuverlässige Kunde über Weg und Ziel seiner Lebensbahn. Fast unbeachtet schritt der Einsame bei Lebzeiten durch eine wirre, trübe Zeit. Nach seinem Tode aber wurde das Andenken des Selbstmörders von der ängstlichen Scheu der Seinen als Familienmakel verlöscht. So sind, allem Spürereifer der Forscher zum Trotz, große Abschnitte seiner Entwickelung völlig vom Dunkel umnistet.

Dieses Dunkel wird einzig und allein von den Bekenntnissen erhellt, die sich Kleist in seinen Briefen, etwa an die Braut oder an die treue Schwester Ulrike, vom Herzen schrieb. Freilich darf niemand in solchen Beichten die dokumentarisch genaue Darstellung äußerer Erlebnisse suchen. Denn auch dieser Sohn einer romantischen Zeit verrät zur Genüge die Neigung, das Wirkliche sorglos und phantastisch auszugestalten. Sorglos: dafür zeugt gleich der erste erhaltene Brief, der an zwei Stellen das Datum des Schreibens um ein Jahr zurückschraubt. Phantastisch: wenn Kleist gelegentlich im Verkehr mit Ulrike den Stand seiner Unternehmungen allzu günstig ausmalt, wenn er Hoffnung für Gewißheit, unsichere Aussichten für sichere Erfolge ausgibt. Diese unschuldige Schönfärberei lehrt auch in den Heimatsbriefen des jungen Hebbel wieder. Nichts rührender, als wenn trotziger Wahrheitsmut vom Mißerfolg zu derartigen Konzessionen gezwungen wird, um das natürliche Mißtrauen der Jugendgefährten zu unterbinden.

Eine seltsame Verschlossenheit begrenzt endlich die Ausbeute der Briefe an biographischer Erkenntnis. Selbst den Nächsten verwehrt der Dichter gern den Einblick in seine Pläne. So gibt er auf der vielumstrittenen Würzburger Reise der Braut wie der Schwester die intimsten Aufschlüsse über alle Begebnisse, über alle kleinen Erlebnisse der Fahrt. Die Hauptsache aber, ihren geheimnisvollen Zweck, umschleiert er von Station zu Station dichter. Noch ängstlicher und schamhafter verbirgt er den Seinen die Anfänge seines poetischen Schaffens. Erst spät und zögernd spricht er das Wort „Dichter" aus, so häufig er auch das Problem der künstlichen Berufswahl erörtert. Als sein Erstlingswerk, die „Familie Schroffenstein", anonym erschienen ist, beschwört er die Verwandten in eindringlicher Nervosität: „Tut mir den Gefallen und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Kurz, tut es nicht. Hört ihr?"

Diese spröde und herbe Natur erschließt also auch im intimsten brieflichen Zwiegespräch nicht gern die Wandlungen ihres äußeren Geschickes. Ihr inneres Leben aber, ihr seelisches Ringen und Ringen, entfaltet sich desto freier und reiner. Wenn es an Wendepunkten seines Daseins gilt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, so vertraut Kleist seine Ueberlegungen gern einer freundschaftlichen Epistel an: „L'idée vient en parlant," so lehrt sein merkwürdiger Aufsatz über „die allmählichte Verfertigung der Gedanken beim Reden". Ist aber niemand in der Nähe, mit dem sich eine Aussprache lohnt, so greift er zur Feder. So entsteht der lange Brief an seinen ehemaligen Hauslehrer Martini, in dem der Potsdamer Gardeleutnant das Umsattelnn zum Universitätsstudium breit motiviert. Die militärische Disziplin scheint dem künftigen Schöpfer des „Prinzen von Homburg" jetzt noch ein „Gegenstand herzlichster Verachtung, ein lebendiges Monument der Tyrannei".

Mit Feuereifer macht er sich den Geist der erlöschenden Aufklärungszeit zu eigen, der in der Bildung das höchste Glück sieht. Dieser Geist treibt in den Briefen des Studenten, des Bräutigams Kleist sein Wesen. Die Schwester wird zum Aufstellen eines festen Lebensplanes ermahnt. Inneres Glück wird ihr verbürgt, wenn sie sich der Herrschaft der Vernunft unterwerfen will. Noch lehrhafter klingt es aus den Schreiben an die Braut, an Wilhelmine v. Zenge, heraus. Der Verlobte doziert darin über allerlei logische, grammatische Probleme, stellt der Geliebten regelrechte Aufsatzthemata und liefert Probestücke zur gefälligen Nachahmung. Es klingt wahrlich nicht wie Liebesgezwitscher, wenn er der eben erst eroberten Braut die Aufgabe stellt: „Welcher von zwei Eheleuten verliert am meisten bei dem frühen Tode des anderen?"

Der doktrinäre Zug des Jahrhunderts, aber auch die schamhafte Scheu des Menschen wie des Künstlers Kleist von redseligen Gefühlsphrasen erklären diese seltsamen Liebesbriefe vollauf. So hört denn auch ein feineres Ohr aus dem strengen Schulmeisterton deutlich genug die Stimme einer treuen, ehrlichen, warmen Herzensneigung heraus.

Wie das Ausdämmern, so malt sich auch das Zusammenbrechen des Bildungsideals in Kleists Briefen. Kant heißt der Totengräber seines Erkenntnisdranges. Die Sehnsucht, die den Dichter aus dem Offizierstande fortgelockt hat, zerstiebt beim Studium der neuen Philosophie. Auch diesem ringenden Geist will die Einsicht, daß wir nichts wissen können, schier das Herz verbrennen. „Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr," so klingt sein Aufschrei.

Nach diesem grellen Abschluß der Lehrjahre geben die folgenden Briefe von dieser ruhelosen Wanderjahren Kunde. Das lärmende Paris bestärkt nur einen neuen Entschluß, den der Reisende in einem Schreiben an die Braut wiederum zur Beschwichtigung eigener Zweifel von allen Seiten be-